

Gewebe aus dem Schacht des Erinnerens

WOSERIN. Für ihren Roman „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“ erhält Christa Wolf am 24. September in Neubrandenburg den Uwe-Johnson-Preis. Seit Romanen wie „Kindheitsmuster“, „Nachdenken über Christa T.“ und „Kassandra“ gilt sie als bedeutendste deutschsprachige Schriftstellerin der Gegenwart. Mit der Autorin, die in Berlin und im mecklenburgischen Woserin lebt, sprach Carsten Gansel, Professor für deutsche Literatur an der Universität Gießen und Vorsitzender der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft, die gemeinsam mit unserer Zeitung den Uwe-Johnson-Preis vergibt.

Offt wird angenommen, Sie und Uwe Johnson hätten in Leipzig im gleichen Hörsaal gesessen, dem bekannten Hörsaal 40.

Ja, der Hörsaal mit Hans Mayer. Aber Uwe Johnson hat da einige Jahre später gesessen, er war ja jünger als ich. Und ich habe ihn nicht gekannt. Das kam viel später.

Welches Verhältnis hatten Sie zu ihm als Autor?

Ich habe Johnson keineswegs so früh gelesen, wie man mir unterstellt. Die „Mutmassungen über Jakob“ kannte ich nicht, als ich den „Geteilten Himmel“ schrieb. Aber als Autor habe ich ihn von Anfang an sehr geschätzt. Was bei Johnson fasziniert, ist seine ungeheure Genauigkeit, die ihn natürlich auch gequält hat. Das ist sicher ein Teil seiner Tragik. Johnson hat so lange recherchiert, bis er wusste, in welcher Straße in New York welcher Briefkasten welche Farbe hat.

Im Zentrum unseres Gesprächs soll Ihr Roman stehen. Warum eigentlich haben Sie diesen Text Roman genannt, wo doch das Autobiografische fast stärker erscheint als das Fiktionale?

Eigentlich hat der Verlag das Wort Roman eingeschmuggelt. Aber ich hätte den Text auch Roman nennen können. Das Fiktive ist sehr, sehr stark. Wenn ich sagen würde, was alles fiktiv ist, würden Sie sich sehr wundern. Und selbst was auf real Geschehenes zurückgeht, habe ich sehr vermittelt dargestellt oder auf andere Personen und Schauplätze verlegt.

Das Bemühen, den Text an ihre Biografie zu binden, mag damit zusammenhängen, dass Leser dazu neigen, nach realen Ereignissen zu suchen, sich stark an Äußerem zu orientieren.

Es fällt auf, dass viele Rezensenten sich auf einen oder zwei Erzählstränge beziehen. Weil viele Stränge miteinander verbunden sind, fällt es schwer, die Verbindungen wahrzunehmen. Und so wird möglicherweise vieles nicht beachtet. Etwa wenn zum Schluss ein Engel eingeführt wird oder die Indianer ins Spiel kommen. Dass mit dem Versuch, zurückzugehen ins Mythologische, vielleicht die Gegenwarts-ebene unterfüttert wird.

In Ihrem Buch „Störfall“ von 1987 findet sich der Satz: „So, wie unser Gehirn arbeitet, können wir nicht schreiben.“ Dennoch versuchen Sie es. Daher entsteht eine Art Gewebe, bei dem Erzählstränge verwoben, vernetzt, verflochten werden.

Genau. Wenn ich gezwungen wäre, eine Poetik zu formulieren, würde ich sagen, dass ich ein Gewebe, ein Netzwerk anstrebe. Man hat mir gesagt, das sei weiblich. Das kann es dann gerne sein. Im neuen Text wird das Gewebe sehr viel deutlicher als etwa bei „Kindheitsmuster“. Hier gibt es mitunter bereits in einem Absatz Übergänge, da ruft ein Wort eine Erinnerung hervor und schon entstehen neue Assoziationen. Im Realen geschieht so etwas in Bruchteilen von Sekunden. Dafür eine literarische Form zu finden, ist sehr schwierig.

Die Form ist vergleichbar jener, die Sie für „Störfall“ oder für „Leibhaftig“ entworfen haben. Wobei diesmal das Erinnern eine entscheidende Rolle spielt.

Ja. Das Erinnern, das Nach-Denken ist sehr entscheidend. An man-



Christa Wolf in der Berliner Akademie der Künste, die ihr zum 80. Geburtstag im vergangenen Jahr eine Ausstellung mit Werken vieler befreundeter Künstler widmete.

FOTO: DPA

chen Stellen könnte man von Roman-Essay sprechen. Mir war bewusst, dass diese Form für den normalen Leser nicht einfach ist.

Das Vergangene wird immer aus der Sicht der Jetztzeit erinnert. Es ist nicht möglich, ein Ereignis in der Erinnerung authentisch wieder herzustellen.

Das ist ein unglaublich wichtiger Punkt. Der normale Mensch geht davon aus, dass die Erinnerung wie ein in sich geschlossenes Ding in einem steckt. Und wenn man sie ansticht, wird erwartet, dass die Erinnerung authentisch ist. Wenn man dies als Autor in Zweifel zieht, wird das als Ausweichen angesehen oder sogar als Versuch, die Unwahrheit zu sagen. Es ist schwer zu zeigen, wie ein solcher Erinnerungsprozess funktioniert. Wenn beispielsweise eine Familie versucht, sich über ein vergangenes Ereignis auszutauschen, endet das nicht selten im Streit, weil jeder es anders erinnert.

In „Stadt der Engel“ spricht die Erzählerin davon, dass sie bei Gesprächen mitunter ein mitlaufendes Tonband gewünscht hätte. Hat sie und mit ihr vielleicht Christa Wolf die Hoffnung, damit etwas zu archivieren und gegen mögliche „Tricks der Erinnerung“, wie Uwe Johnson gesagt hat, zu schützen?

In gewisser Weise schon. Seit ich Tagebuch schreibe, bekomme ich immer wieder einen Schreck, wenn ich feststelle, was ich alles vergessen habe. Das fiel mir besonders bei „Ein Tag im Jahr“ auf, wo ich von 1960 bis 2000 den 27. September zu erinnern versuche.

In Ihrer Geschwister-Scholl-Preis-Rede von 1987 sprechen Sie für Ihre Generation von frühen Prägungen, die zu einer gewissen Autoritätsgläubigkeit geführt hätten. Dieser Gedanke taucht im neuen Buch auf. Eine Figur sagt zur Ich-Erzählerin: „Du wolltest geliebt werden. Auch von Autoritäten.“

Ich habe das bei verschiedenen Generationen beobachtet. Meine Generation hatte einen besonderen Hang, übereinstimmen zu wollen. Dafür gab es Gründe. Nach der Nazizeit haben wir das gründlich Andere gesehen. Obwohl mir bewusst war, dass eine Aufgabe darin bestehen musste, mich von dieser Autoritätsgläubigkeit zu lösen und mich kritisch zu verhalten. Das war sozusagen ein Selbsterziehungsgang unserer Generation.

Während unsere Kinder ganz andere Ziele für sich formuliert haben.

Sie sprachen auch davon, wie schwer es Ihrer Generation fiel, selbstständig zu werden. Dies darzustellen, sei eine Schreibschuld. Haben Sie es erreicht?

Ich glaube schon, dass ich in meinen Büchern Bilanz gezogen habe und nicht noch einmal ein Buch wie dieses schreiben werde. Es geht ja beim Schreiben immer darum, etwas Neues zu erfahren.

Im neuen Roman notiert die Erzählerin, dass die Erinnerung ihr Thema sei: „Ich stieg noch einmal runter in den Schacht.“ Da ist das Heraufholen des Vergangenen gemeint. Erschrickt das ich dabei, was es sieht?

Wenn ich über bestimmte Erfahrungen, Erlebnisse, Erinnerungen schreibe, ist meistens der Tiefpunkt überwunden. Das Erinnern kann nicht mehr wirklich schockieren. Solange mich Probleme, Widersprüche, Konflikte besetzt halten, kann ich noch nicht darüber schreiben. Es ist wie bei vielen Autoren: Wenn man schreibt, muss eine gewisse Distanz da sein.

Sie haben bereits früher vom „Janusgesicht“ der Sprache und der Schwierigkeit gesprochen, Worte zu finden, die dem Vorgang angemessen sind. Und Sie sprachen wiederholt von der anderen Sprache, die Sie im Ohr, aber nicht auf der Zunge haben. Wie war es diesmal?

Das ist ein großes Problem mit der anderen Sprache. Ich könnte diese Sprache nicht definieren. Ich

glaube, dass es in „Leibhaftig“ gerade in jenen Teilen gelungen ist, in denen Unbewusstes beschrieben wird. In „Stadt der Engel“ ist das teilweise auch der Fall, aber hier kam hinzu, dass ich mich auch noch mit einer fremden Sprache auseinandersetzen musste, dem Englischen. Das führte dazu, die Bewusstheit im Umgang mit der deutschen Sprache zu schärfen.

Uwe Johnson hat notiert: „Die Geschichte sucht, sie macht sich ihre Form selber“. Können Sie diesen Satz unterstreichen?

Ja, wenn das Wort Geschichte nicht darin vorkäme. Mein Vorhaben besteht eben nicht darin, eine Geschichte im klassischen Sinne zu erzählen, die ihren Anfang hat, Höhepunkt, Wendepunkte, Ende.

Kommen wir noch einmal auf Ihre Generation zu sprechen, wo die gesellschaftlichen Zeitläufte entscheidend eingegriffen haben in das Leben des Einzelnen.

Wenn man bedenkt, wie viele Stunden wir damit verbrachten, uns klar zu werden, wo wir eigentlich leben, wie diese DDR sich entwickelt, was man machen musste, allein und mit Freunden, das glaubt man heute gar nicht. Die jungen Leute wissen, vielleicht auch durch uns, das man durch Reden und Bücher nichts ändert. Aber diese Vorstellung war in der DDR ein enormer Schreibantrieb. „Kassandra“ hätte ich im Westen nicht in dieser Form geschrieben.

In „Stadt der Engel“ spielt auch die Frage „gehen oder bleiben“ eine Rolle. Sie sind geblieben.

Könnte ein Grund darin bestehen, dass Ihre Generation schon einmal auf der Flucht war und vieles verloren hat?

Ja. Aber das wurde mir erst später bewusst. Es ist sicher etwas, das ich zunächst verdrängt und in seiner ganzen Dramatik nicht erfasst habe. Aber der Hauptgrund war: Ich sah keine Alternative. So schön der Westen aussah, ich habe nicht geglaubt, dass er eine Alternative ist. Das glaube ich bis heute nicht.

Beim Erinnern von früheren Ereignissen in der DDR spricht die Ich-Erzählerin in „Stadt der Engel“ wiederholt von Angst.

Das habe ich möglicherweise in anderen Texten nicht so deutlich ausgedrückt. Bei bestimmten Konflikten hatte ich Angstgefühle. Etwa beim 11. Plenum 1965, als ich allein am Podium stand. Oder wenn Leute von der Stasi wochenlang vor dem Haus standen, man sich zuerst amüsierte und überlegte, ob man ihnen Kaffee bringen sollte. Mit der Zeit wurde es unangenehm. Aber es wäre falsch zu denken, wir hätten die ganzen Jahre Angst gehabt. In vielen Situationen spielten solche Gefühle keine Rolle. Etwa als wir in Mecklenburg lebten, das eine Art Asyl war. Wir haben nicht gewusst, wie stark wir auch dort beobachtet wurden. Aber ich glaube nicht, dass wir uns so viel anders verhalten hätten.

In den USA kommt die Protagonistin mit Personen in Kontakt, die anders sozialisiert sind. Sie fragt eine Bekannte, ob sie sehr als Deutsche wirke. „Da sagte sie leider ja.“ Warum „leider“?

Das beschreibe ich dann im Gespräch mit dem Freund, der übrigens Günter Gaus ist. Dass wir eben diese Generation sind, die nach dem Krieg begreifen musste, was die Deutschen angerichtet hatten. Und dass wir deshalb lange nicht deutsch sein wollten. Das ist der eine Aspekt. Der andere ist, dass ich mich in Kalifornien einer Umgebung befand, die mental weitgehend anders eingestellt ist, viel leichter, lockerer, lustiger. Wir haben einen schweren Tritt.

Wir sprachen bereits vom „Netzwerkcharakter“ Ihres Textes und von den mythologischen Bezügen. Vom Mythos kommt man auf die Utopie. Sie haben einmal gefragt, ob die Utopien unserer Zeit notwendig Monster heraus-treiben. Wie sehen Sie gegenwärtig die Rolle von Utopien?

Es gab nach 1989 von westlichen Philosophen und Literaten ein gewisses Utopieverbot. Vom Ende der Utopien war die Rede. Nun zeigt sich, dass der vollkommene Bezug auf Gegenwart und Zukunft wie auch rein pragmatisches Denken nicht genügt. Irgendwie scheint der Mensch so angelegt, dass er – nun ja, ein höheres Ziel braucht. Es könnte sein, dass der Gedanke nicht ausgerottet ist, sich nach einer gerechteren Welt zu sehnen.

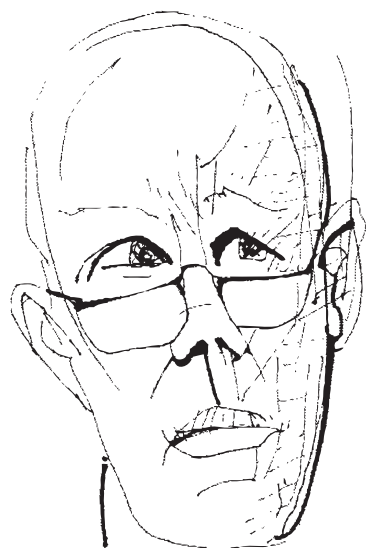
Von Uwe Johnson stammt die Sentenz „Biografie ist unwider-ruflich“. Wie sehen Sie das auch mit Blick auf Ihren Roman?

Man kann die Vergangenheit nicht ändern, weder die eigene Biografie noch die damit zusammenhängende Geschichte eines Landes. Die Literatur kann nur darüber berichten und auch die Verhältnisse immer wieder attackieren, durch unaufhörliches Nachfragen. Auch indem man Selbstzufriedenheiten in Frage stellt. Es ist schwierig, Menschen die Einsicht abzurufen, dass sie nicht immer Recht haben. Literatur kann Selbstgewissheiten aufstören und irritieren.

Sie halten daran fest, dass es zum Selbstverständnis von Literatur gehört, an die „blinden Flecken“ vorzustößen, sowohl des Ichs als auch gesellschaftlich Verdrängtes betreffend?

Mein Schreiben habe ich immer so verstanden, dass ich mich selbst besser kennen lernen will. Den blinden Fleck kann man nur vom Rande her eingrenzen. Man kann sich herantasten, das ist eine schwere Arbeit. Zuerst eine Aufgabe des Autors an sich selbst.

Höhepunkt der Uwe-Johnson-Tage



Christa Wolfs Roman „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“ entwerfe „ein faszinierendes Netzwerk, in dem die Ich-Erzählerin einmal mehr alltägliche Begebenheiten, Assoziationen, Erlebnisse, Gefühle und Erinnerungen verwebt“, heißt es in der Begründung der Jury für den Uwe-Johnson-Preis. „Dabei taucht die Protagonistin, die sich auf der Gegenwartsebene in Los Angeles befindet, tief in den Zeitschacht hinab und sucht bohrend den eigenen Erinnerungen an Ereignisse auf die Spur zu kommen, die viele Jahrzehnte zurück liegen.“ Am 24. September nimmt die 81-jährige Autorin die Auszeich-

nung im Schauspielhaus Neubrandenburg entgegen. Bereits am Donnerstag, dem 23.9., liest sie um 19.30 Uhr in der Hochschule Neubrandenburg aus dem viel diskutierten Werk. Beide Veranstaltungen sind Höhepunkte der von der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft und dem Nordkurier ausgerichteten Uwe-Johnson-Tage, die am Montag mit einer Lesung des Uwe-Johnson-Förderpreisträgers von 2009, Thomas Pletzinger, beginnen. Informationen und Anmeldung bei der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft, Telefon 0395 5441671

www.nordkurier.de/uwe-johnson-preis